



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. a. d. D., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Sonntag in der Oktav der Geburt des Herrn.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 2, 33-40. „In jener Zeit wunderten sich Joseph und Maria, die Mutter Jesu, über die Dinge, welche von ihm gesagt wurden. Und Simeon segnete sie und sprach zu Maria, sei er Mutter: Siehe, dieser ist gesetzt zum Falle und zur Auferstehung vieler in Israel, und als ein Zeichen, dem man widersprechen wird, und ein Schwert wird deine eigene Seele durchdringen, damit die Gedanken vieler Herzen offenbar werden. Es war auch eine Prophetin Anna, eine Tochter Phanaels, aus dem Stamme Aser: Diese war vorgerückt zu hohen Jahren, hatte nach ihrer Jungfrauschaft sieben Jahre mit ihrem Manne gelebt und war nun eine Witwe von vierundachtzig Jahren. Sie kam nimmer vom Tempel und diente Gott mit Fasten und Beten Tag und Nacht. Diese kam in derselben Stunde hin, und pries den Herrn, und redete von ihm zu Allen, welche auf die Erlösung Israels warteten. Und da sie alles nach dem Geheiß des Herrn vollendet hatten, kehrten sie nach Galliläa in ihre Vaterstadt Nazareth zurück. Das Kind aber wuchs, ward stark, war voll Weisheit, und die Gnade Gottes war in ihm.“

1899-1900.

Wer aus uns, lieber Leser, könnte sich dem tiefen Einbrüche, den das nahende Ende des Jahres 1899 auf uns macht, entziehen? Es ist ja nicht der Schluss eines von uns durchlebten Jahres, sondern zugleich die Todesfeier eines ganzen Jahr hunderts! Ist es doch, als vernähmen wir in diesem Augenblicke das Dröhnen der Räder auf der großen Weltuhr, deren Pendel unsere Erde selbst ist — als hörten wir das Knarren ihres Räderwerkes, zum Zeichen, daß der Hammer sich hebt, um eine neue Stunde zu schlagen! Fürwahr da treffen die Gedanken unserer Leser, so verschieden geartet sie sonst immer sein mögen, zweifellos in der banger Frage zusammen: wie viele Jahre mag mir das neue Jahrhundert noch gewähren? — Kein Mensch weiß es und kann es wissen; aber dennoch ist es festgesetzt, und zwar von Ewigkeit her von Demjenigen, der die große Weltuhr einst schuf und ihren Gang durch alle Jahrhunderte regelt!

Und wenn wir uns fragen, was all' die unzähligen Millionen von Menschen gesucht, die im Laufe der verfloffenen Jahrhunderte und Jahrtausende gelebt und was keiner hienieden dauernd gefunden: es ist die Glückseligkeit! — Auch wir, hierin lieber Leser, machen keine Ausnahme. Fragen wir uns, ein Jeder sich selbst: was ist denn eigentlich das letzte Ziel deines Bemühens und Strebens? Und die Antwort kann nur lauten: Wohlsein; Entfernung alles Leidens, alles Mangels, Druckes u. Schmerzes, — aber Erreichung, Sicherung, Vermehrung von Ruhe, Freude, Lust, Zufriedenheit, mit einem Worte: Glückseligkeit! Ueberdenken wir aufrichtig all' unser Sinnen und Trachten, alles Kümern und Sorgen, all' unser Bewerben, — es ist im Grunde allein dahin gerichtet, zu erlangen, was uns noch immer mangelt: Glückseligkeit!

Und so liegt es gerade heute besonders nahe, einmal ruhig, wenn auch in gedrängter Kürze zu erwägen, wie das, was wir alle in diesen Tagen uns gegenseitig mündlich und schriftlich wünschen, geradezu allen, aber auch allen Menschen an ohne Ausnahme fehlt; wie also das, wonach übereinstimmend alle rastlos streben, — unter der Sonne — ganz vergeblich gesucht wird.

Ich schlage zunächst das „Buch der Bücher“, die hl. Schrift auf, um ein überzeugendes Beispiel als Beleg für das Gesagte zu suchen. Im dritten „Buche der Könige“, stoße ich auf Salomo, dessen Weisheit nicht nur, sondern dessen Reichtum an irdischen Schätzen aller Art, wie bekannt geradezu sprichwörtlich bei den Juden geworden war. Und siehe! dieser vielbeneidete König erzählt von sich selbst: „Ich hatte den Entschluß gefaßt, alle Freuden und Ergötzlichkeiten und alle Güter dieses irdischen Lebens zu genießen“ (Sprichw. 14.) Und was that er zu diesem Zwecke? Er ließ sich einen Palast bauen, der nur dem Herrlichen von ihm erbauten Tempel an Pracht nachstand; auf dem Libanon ließ er Landhäuser anlegen, in denen man alles Seltene und Anmutige der Welt vereint sah; anmutige Gärten, fühlende Quellen, schattige Haine übertrafen durch Kunst die Natur. So, der eisenerne Thron, auf dem er mit den kostbarsten Gewändern angethan, zu sitzen pflegte, der Wagen, auf dem er fuhr, waren so kostbar, daß selbst die hl. Schrift in jenem „dritten Buche der Könige“ eine Beschreibung davon gibt. Seine Kleidung nennt Christus der Herr selbst bei Gelegenheit „prachtvoll“, Unermeßlich waren sein Schätze in Gold, Silber und kostbarem Gestein, und die Pracht seiner Umgebung erfüllte selbst die Königin von Saba mit Staunen, die eigens gekommen war, um sich von seiner vielgerühmten Weisheit selbst zu überzeugen. — Und alles das genoß er im tiefsten Frieden, ohne innere oder

Kirchenkalender.

Sonntag, 31. Dezember. Sonntag nach Weihnachten. Schwefel, Psalt. 7335. Evangelium Lukas 2, 33-40. Epistel Galater 4, 1-7.
 ● St. Martin: Morgens 7 1/2 Uhr gemeinschaftliche Kommunion für die marian. Jungfrauen-Kongregation; Nachmittags 3 1/2 Uhr Andacht mit Ansprache für dieselbe. Abends 6 Uhr Jahresabschlussfeier mit Predigt u. Tebeum. ● Dominikanerkloster: Das feierl. Hochamt um 9 Uhr wird dargebracht für die lebenden u. verstorbenen Wohlthäter der Kirche und des Klosters. Nachmittags Inach der Predigt ist feierl. Andacht mit Tebeum. ● Karmelitenkloster: Morgens 1 1/2 Uhr erste hl. Messe; 1 1/2 Uhr Segensmesse mit Predigt. Nachmittags 4 Uhr Dankgottesdienst. ● Ursulinenkloster: Gemeinschaftl. hl. Kommunion der Erstkommunikanten. Versammlung des Marienvereins. ● Kapelle zu Stoffeln: Morgens 8 Uhr hl. Messe.
 Montag, 1. Januar. Neujahr. Fest der Beschneidung Jesu. Evangelium Lukas 2, 21. Epistel Titus 2, 11-15. ● St. Martin: Abends 6 Uhr Christi Geburtsgottesdienst mit Predigt, Anzug u. Tebeum. ● Dominikanerkloster: Das feierl. Hochamt für die Wohlthäter der Kirche u. des Klosters. In diesem Tage findet auch die vorgeschriebene Kollekte für den hl. Vater bei allen Gottesdiensten statt. ● Karmelitenkloster: 1 1/2 Uhr 1. hl. Messe; 1 1/2 Uhr Hochamt; Nachmittags 4 Uhr Festanacht. ● Ursulinenkloster: Morgens 8 Uhr Hoch-

(Fortsetzung siehe letzte Seite)

Zuherer Feinde, die ihm Furcht oder Sorge hätten bereiten können! — Und was sagt nun dieser weiseste, mächtigste von allen benebete König von sich selbst? Was sagt er von seiner vermeinten Glückseligkeit? „Ich sah und fand, daß Alles Eitelkeit und Geistesplage ist, und daß nichts von Dauer ist unter der Sonne!“

Ich blättere in der Weltgeschichte und stöße auf den deutschen Kaiser Karl V. diesen gefeierten hiegeirichen Fürsten, dessen Macht so weit reichte, daß in seinem Reiche buchstäblich „die Sonne nicht unterging.“ Was mag dieser beneidenswerthe Monarch uns, lieber Leser, von seinem „Glücke“ zu berichten haben? — Als er im Jahre 1558 nach ungefähr 40jähriger Herrschaft Krone und Scepter niederlegte, und sich in das spanische Kloster St. Just zurückzog, um sich auf einen christlichen Tod vorzubereiten, da legte er beim Abschiede von Brüssel mit Thränen in den Augen vor dem versammelten Senate das Geständnis ab: „Während der ganzen, langen Zeit, seit ich die Krone auf meinem Haupte trage, habe ich nicht eine Viertelstunde wahrer, reiner Freude gehabt; immer war die Freude mit Sorge und Bedrängnissen gemischt!“

Ich meine, es sei deutlich genug, was der große Kaiser uns da sagt. Doch blättere wir etwas weiter in den Jahrbüchern der Geschichte: wer ward je aus dem Staube so hoch erhoben zu Glanz und Macht, wie jener eiserne Aarje, ich meine den großen Napoleon! Im Beginn des nun ablaufenden Jahrhunderts zitterte die Erde unter den Tritten dieses einzigen Mannes; Millionen stürzten sich mit Begeisterung für ihn in den Tod; es schien, als ob der Himmel ihm auf gemeinere Zeit Blige anvertraut habe, denn was dem Tyrannen entgegenstand, schmetterte er nieder, und wo er traf, zündete und zerstörte er! Sein Blick traf bekanntlich auch die tausendjährige Eiche des deutschen Reiches und zersplitterte sie, und aus ihren Trümmern schnitt die Gewaltthaber Fürstenthümle für seine Sippe. — Aber, lieber Leser, war etwa er nun zufrieden, als sein mächtiges Kaisercepser herrschend über den schönsten Ländern Europas schwebte?

Wir wissen's alle: wie seine Macht wuchs, so wuchs auch seine Begier! Und das Ende? — Bliz und Scepter wurden seiner Hand entwunden, von der schwindelnden Höhe ward er herabgestürzt und an einen feinen Felsen geschmetzelt und die „Geier“ des Grams und des Kumms, des Grimmes über seinen Sturz, zerfressen ihm das Herz! Und wenn denn eine halbe Welt mit all' ihrer Herrlichkeit den Glückshunger eines Menschen nicht stillen kann, da sollte ein Haus, ein Gut ein Titel, ein höheres Amt oder irgend etwas dieser Art es vermögen?

Der Lust des Menschen nach Glückseligkeit wird erst in jenem Lande gestillt werden, wo die Seligkeit Gemeingut wird, von der der Vollerapostel schreibt: „Kein Auge hat es gesehen, kein Ohr hat es gehört, und keines Menschen Herz hat es empfunden, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben“ (1. Cor. 2). Das ist die Antwort des Christentum, auf unsere Frage nach Glückseligkeit.

Wenn einst — wieder nach einem Jahrhundert — die dann lebenden Menschen eine Rückschau halten, werden wir, lieber Leser, längst von der Erde verschwunden, begraben, vielleicht ganz vergessen sein! Begraben mit uns sind längst alle unsere irdischen Wünsche Hoffnungen und Schmerzen! Untere Häuser werden von Andern bewohnt, unser Hab und Gut von Andern besessen, unsere Aemter, befehlet. Das Celles wird uns nicht berühren, wenn wir unser wahres Ziel nicht verfehlt haben: wenn wir dann bei Gott sind, wo es keinen Tod und keine Plage und keinen Schmerz mehr gibt, vielmehr eine Glückseligkeit, deren Grad selbst ein himmlischer Bote nicht würdig zu schildern vermöchte, und die nicht nach Jahrzehnten

oder Jahrhunderten bemessen ist, sondern in alle Ewigkeit fortdauert.

Kalenderfragen.

Von Dr. Waldeemar Heder.

Auch in unserer materialistischen Zeit gesehen Zeichen und Wunder. Der Staat, welchen wir seit Kindesbeinen gewöhnt sind als den am meisten rücksichtlosen unter der europäischen Völkernfamilie zu betrachten, das heilige Rußland verandelt nicht nur sein Symbol, den knautschwingenden Gefängnisbästel in einen störenblauen Friedensengel, sondern denkt auch allen Ernstes daran, seinen bisher mit starrem Eigensinn festgehaltenen julianischen Kalender mit dem georgorianischen zu vertauschen.

Mit der Annahme des letzteren würde sich wiederum einer jener Schritte vollziehen, welche die Kulturmenschen unweigerlich früher oder später machen müssen, um zu der für den sich ausbreitenden internationalen Verkehr notwendigen Einheit aller wichtigen Maße zu kommen. Das metrische System, welches in diesem Jahre auf ein hundertjähriges Bestehen zurückblicken kann, hat seinen Triumphzug fast über die ganze Welt vollendet und in Uebereinstimmung damit sind zahlreiche andere Maßeinheiten, wie die des Thermometers, der Münzsysteme u. s. w. nach der Zeit und dem Hundert eingeteilt. Nur mit dem Kalender und der Zeitmessung hapert es noch an allen Ecken und Enden; dazu kommen die beweglichen Feiertage für Christen und Juden. So ist es denn kein Wunder, daß Vorschläge zu Kalenderreformen immer wieder auftauchen.

Die Dauer unseres Jahres soll im Prinzip die Länge eines Erdumlaufes um die Sonne sein. Die Erstreckung eines solchen konnte man schon vor mehr als 3000 Jahren sehr genau; wenigstens waren die ägyptischen Priester schon im 14. Jahrhundert vor Christus mit der Bestimmung des Jahres auf 365 1/4 Tage der tatsächlichen Länge, welche 365 Tage 5 Stunden 48 Minuten 46 Sekunden beträgt, sehr nahe gekommen. In den meisten Ländern verquidete man jedoch, dem praktischen Bedürfnisse nach kürzeren Zeiteinheiten folgend, das Jahr mit den Mondmonaten von 29 oder 30 Tagen Länge. Damit kam man aber auf Jahre, die viel zu kurz waren, nämlich nur 354 Tage umfassen, und die religiösen Feste, welche damals noch viel mehr wie heute wichtige Zeitpunkte des Kalenderjahres waren und meistens an bestimmte Jahreszeiten anknüpften, verschoben sich allmählich weit von den ihnen ursprünglich zukommenden Zeitpunkten.

Bekanntlich war es kein geringerer als Julius Cäsar, der im Jahre 47 v. Chr. den in heilloser Verwirrung gekommenen römischen Kalender dadurch ordnete, daß er diesem Jahre, dem 708. seit der Erbauung Roms, um es wieder in Uebereinstimmung mit dem Erdumlauf um die Sonne zu bringen, einfach 67 Tage zulegte und bestimmte, daß das mittlere Jahr gleich 365 1/4 Tagen gerechnet werde und daß, um eine Rechnung mit ganzen Tagen herauszubringen, auf 3 Jahre von je 365 Tagen immer ein Schaltjahr von 366 Tagen zu folgen habe. Mit diesem Cyclus rechnete man im Römerreiche und später auch in der gesammten Christenheit durch anderthalb Jahrtausende, und Rußland sowie die kleineren Staaten im Machtbereich der griechisch-orthodoxen Kirche, also Rumänien, Serbien, Montenegro, Bulgarien und Griechenland bedienen sich deselben noch heute.

Wir können dem Leser das Rechenzempel mit Minuten und Sekunden ersparen, und es genügt hier die Feststellung, daß sich der Betrag, um welchen das julianische Jahr die Dauer eines wirtlichen Erdumlaufes um die Sonne übertrifft, in 129 Jahren auf einen ganzen Tag summirt und daß in Folge dessen nach dieser Reihe von Jahren die Fällung des bürgerlichen Kalenders jedesmal um einen Tag hinter der astronomisch richtigen

zurückbleiben muß. Wenn man auf diese Weise weiter gerechnet hätte, würde es um das Jahr 11600 dahin kommen, daß man Weihnachten zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche feierte und um das Jahr 23000 würde das Fest von Christi Geburt gar auf den längsten Tag fallen.

Zur Zeit Gregors XIII. hatte sich dadurch die Frühjahrs- und Nachtgleiche, welche nach den Bestimmungen des Nicänischen Concils auf den 21. März fallen sollte, auf den 11. März zurückverschoben und der genannte Papst bestimmte deshalb in der berühmten Bulle vom 24. Februar 1582, daß zunächst 10 Tage auszufallen hätten, was dadurch erreicht wurde, daß man auf den 4. October des genannten Jahres gleich den 15. folgen ließ. Um aber eine neuerliche Verschiebung zu verhindern, verordnete Gregor, daß die Schaltjahre der Jahrhunderte, also 1700, 1800 und 1900, keine Schaltjahre sein sollten, außer wenn sie wie 2000, 2400 u. s. w. durch 4 teilbar waren. Eine einfache Rechnung ergibt, daß auch dieser 400jährige Cyclus nicht ganz genau, sondern wieder um 2 Stunden 53 Minuten zu groß ist, sodaß in etwa 4000 Jahren die bürgerliche Zeitrechnung der astronomischen um einen Tag vorausschleift, der jedesmal nach diesem Zeitraum ausgeglichen werden müßte. Inbesonnen genügt der gregorianische Kalender für eine so ferne Zukunft, daß wir uns vorläufig die Kopfe unserer Urenkel in der zehnten Generation nicht zu zerbrechen brauchen.

Die an sich so vernünftige Reform stieß bei den protestantischen Völkern auf den heftigsten Widerstand aus keinem anderen Grunde, als weil sie vom Träger der Aara ausging. Es verging über ein Jahrhundert, ehe die evangelischen Stände des Deutschen Reiches im Jahre 1699 den neuen Kalender annahmen, in Folge dessen wurde im Jahre 1700 im protestantischen Teile Deutschlands auf den 18. Februar gleich der 1. März gezählt. Einzelne Kantone der Schweiz, z. B. der Kanton Graubünden, bequamen sich der neuen Ordnung gar erst 1798 an.

Rußland und andere slavische Staaten sowie die mohamedanischen Wüstenbewohner von Fezzan und Tuat haben, wie schon erwähnt, bis heutigen Tages am julianischen Kalender festgehalten, der nun vom nächsten Jahre an wiederum einen Tag mehr, also um 13 Tage, nachhinken wird. Die vielseitigen Verkehrsbeziehungen haben nun zwar dahin geführt, daß unsere stlichen Nachbarn sich der Erkenntnis nicht mehr verschließen können, daß der alte Poff endlich einmal abgesehen werden muß. Aber statt den Uebergang zu unserer Rechnung durch Eliminierung von 12 bzw. von Jahre 1900 ab von 13 Tagen zu finden, schlagen die neunmal Weissen, denen sich der Poff in einen Hundeschwanz verwandelt zu haben scheint, vor, damit es nicht so wehe thut, stückweise abzuschneiden. In Bulgarien wenigstens will man den Zweck dadurch erreichen, daß man in 12 hintereinander folgenden Schaltjahren den Schalttag anläßt — eine recht angenehme Aussicht für alle diejenigen, welche mit diesem Land in Verbindung stehen und durch ein halbes Jahrhundert alle 4 Jahre mit einer anderen Zeitdifferenz zu rechnen haben werden.

Im vorangegangenen war immer nur von der Vergangenheit oder von den Verhältnissen der slavischen Welt die Rede; aber unser eigener Kalender zeigt noch vielfache Absurditäten. Am 21. Dezember erreicht für die nördliche Erdhalbkugel die Sonne ihren niedrigsten Stand; von da an wendet sie sich wieder gegen Norden. Nichtsdestoweniger feiern wir aber Weihnachten, welches in Anlehnung an die altgermanische heidnische Religion gleichzeitig auch das Fest der Winter Sonnenwende ist, am 25. Dezember. Wir zerlegen das Jahr in die naturgemäßen 4 Abschnitte: Frühling, Sommer, Herbst und Winter und lassen diese jeweilig mit dem 21.

März, Juni, September und Dezember beginnen, fast so zu rechnen, daß die Winter-sonnenwende in die Mitte des Winters, die Frühlingstag- und Nachtgleiche in die Mitte des Frühlings, die Sommer-sonnenwende in die Mitte des Winters u. s. w. oder alle diese Termine wenigstens auf den Beginn der entsprechenden Jahreszeit fielen. Wir zählen die Jahre von der Geburt Christi an, und obwohl niemand den genauen Termin derselben weiß, ist doch die stillschweigende Annahme vorhanden, daß am 31. Dezember des laufenden Kalenderjahres 1899 Jahre verfloßen sind. Danach wäre Christus also in der Neujahrsmorgen des Jahres 1 geboren; die Kirche aber feiert seine Geburt schon eine Woche früher, also am 26. Dezember des Jahres minus -1. Auf diesen Umstand ist zum großen Teil die jetzt vielfach diskutierte Konfusion über den Anfang des 20. Jahrhunderts zurückzuführen.

Aber gehen wir weiter zum Osterfest, bei welchem die Verhältnisse noch viel verwirrter liegen. Das nicänische Konzil im Jahre 325 bestimmte, daß das Osterfest stets an dem 1. Frühjahrsvollmond gefeiert werden solle und falls der Tag selbst ein Sonntag sei, am nächstfolgenden Sonntag zu feiern sei. Dank dieser Bestimmungen schwankt der Termin der Ostern in den verschiedenen Jahren zwischen dem 22. März, an welchem Tage es im Jahre 1818 gefeiert wurde, und dem 25. April, auf welchen Termin es 1886 fiel, und im Jahre 1943 wieder fallen wird. Am meisten empfinden wohl diese Nebelstände die Schulen, welche ihren Lehrstoff sehr ungleich verteilen müssen, je nachdem sie ein längeres oder kürzeres Sommerhalbjahr vor sich haben; aber auch andere bürgerliche Verhältnisse haben darunter zu leiden und die ganze Gefolgschaft der sommerlichen Kirchenfeste (Himmelfahrt, Pfingsten, Tröselnachten) macht die Sprünge des Osterfestes getrennt mit.

Ein wurmtätiges Nonens ist ferner der Februar mit seinen 28 bzw. 29 Tagen, der beispielsweise einem Kaufmann, der am Ultimo Wechsel einzulösen hat, un bequem schnell ablaufen kann. Warum nicht statt sieben Monaten mit 31 Tagen, 4 Monaten mit 30 Tagen und einem Monat mit 28 Tagen lieber 5 Monate von je 31 und 7 Monate von je 30 Tagen?

Biel weniger notwendig erscheint die schon mehrfach vorgeschlagene Einteilung des Tages in 20 Stunden zu je 100 Minuten und 100 Sekunden. Die Zahl 12, welche der Tages-einteilung zu Grunde liegt, bietet durch ihre vielfache Teilbarkeit so wesentliche Vorteile, daß ein Abgehen von der bisherigen Ordnung nicht praktisch erscheint, und nicht einmal die Astronomen und Mathematiker hätten einen Vorteil davon, da die Einteilung des Kreises ebenfalls auf einem vielfachen der Zwölf beruht.

Eher diskutierbar ist die Frage, ob man nicht die Stunden des Tages von Mitternacht zu Mitternacht von 1 bis zu 24 zählen soll. Die Eisenbahnen bedienen sich im internen Verkehr, namentlich zur Feststellung der Fahrpläne nach dem graphischen Verfahren, schon jetzt vielfach dieser Einteilung, und der Reisende, der sich beim Betreten Italiens ein dortiges Kursbuch, ein „orario delle strade ferrate“ kauft, wird zu seinem Erstaunen auch in diesem dem Publikum dienenden Buche die Stunden-zählung bis 24 finden. Ein Blick auf eine Turmuhr wird ihn sodann belehren, daß auch diese bis 24 zeigt. Groß ist freilich das Bedürfnis, von unseren 12 Stunden abzugehen, nicht.

Beller Wahnsinn ist es vollends, wenn, wie es früher in Italien der Fall war, die Uhr von stetig variierenden Sonnenuntergang an zu zählen anfängt, eine denkbar ungeschickte Einrichtung, über welche man nur in Goethes italienischer Reise seine Bemerkungen d. d. Verona den 17. September 1786 nachzulesen braucht.

Biel einfacher hat sich die Menschheit über-

die Frage des sogenannten Datumwechsels fortgeholfen. Wenn es in Deutschland am 1. Januar Mittags 12 Uhr ist (nach mittel-europäischer Zeit), so muß es 180° östlich von dem dieser Zeit zu Grunde liegenden Meridiane von Stargard bereits Mitternacht des Abends vom Neujahrstage auf den 2. Januar sein; 180° westlich vom Stargarder Meridian aber würden die Glocken gerade erst das neue Jahr einläuten. Die 180. Meridiane westlich und östlich sind aber derselbe, und es kam dort nicht gleichzeitig Mitternacht des 31. Dezembers und 1. Januars sein. Man hat daher kurzer Hand eine allerdings sehr willkürliche Linie über den Erdenglobus gezogen, an welcher das Datum wechselt, und welche von der Vehringsstraße östlich von Japan mit Vermeidung größerer Inselgruppen in großen Kurven gen Süden zieht. Die Schiffer zählen auf der Fahrt von Westen nach Osten den Tag, wo sie diese Linie passieren, doppelt, während sie in umgekehrter Richtung einfach einen Tag weglassen.

Der Sylvesterpatient.

Summe von Friedrich T. i. e. m. e.

Die Wahrheit ist oft seltsamer als die Dichtung — daher mögen die geehrten Leser mich nicht ohne weiteres der Ausrufweidei bezeichnigen, wenn ich ihnen die allerdings etwas ungläubhaft klingende Mitteilung mache, daß sich der Held unserer Geschichte, der stud. jur. Gustav Knorr, an dem Sylvesterabend, mit dem unsere Erzählung beginnt, auf der Kneipe in geistigen Getränken ein wenig übernommen hatte. Bei dem weiterbreiteten Rufe strengster Abstinenz, in dem unsere Anwesenden stehen, dürfte diese Behauptung — ich bin es überzeugt — auf Widerspruch stoßen, aber die Tatsache steht nun einmal fest, und selbst die geharnischteste Berichtigung auf Grund des § 11 — ich meine des Preßgesetzes, nicht des allgemeinen Verordnungs — könnte mich nicht zu einem Widerruf be-wegen.

Gustav Knorr befand sich also, als er in jener Sylvesterabend den Nachhauseweg antrat, in der vom Dichter so ergreifend ge-schilderten Verfassung, in welcher die Stroge uns wunderbar und der Mond mit einem schiefen Gesicht begabt erscheint. Inbessen — um gerecht zu sein — unser Student war durchaus kein Herkules Pöbs, sondern eine zwar lustige, aber solide Haut, und wenn ihn heute der Sylvesterpunsch etwas „unterge-triegt“ hatte, so brauchen wir nicht gleich das schlechteste von ihm zu denken.

Gustav glaubte sich höchst mäßig gehalten zu haben, aber Punsch ist eben ein außerordentlich heimtückisches Getränk — als daher unser Freund aus der heißen, dunstigen Stube hinaus in die eifig kalte Nachluft trat, fühlte er plötzlich das bis dahin so frisch erhaltene Bewußtsein seiner geistigen Persönlichkeit sich in seinem Gehirn verwirren und verflüchtigen, der Boden gestaltete sich unter seinen Füßen seltsam beweglich, die Gegenstände flohen vor einem Blicken in nebelhafte Ferne und im Kopfe etablierte sich ihm eine Art imaginärer Mühle, deren Umdrehungen in ihrer Zahl und Schnelligkeit sich der Berechnungskunst des berühmtesten Mathematikers entzogen hätten.

Keine Ursache ohne Wirkung: als Gustav sich nach längerer Zeit allgemach zu verwundern anfing, warum er noch nicht in seiner kaum 200 Schritte vom Bierlokal belegenen Junggesellenkammer eingetroffen sei und die Augen mit aller Macht aufriß, um einen Versuch der Orientierung zu nehmen, erblickte er zu seinem Erstaunen Bäume und Sträucher und vor sich staketumschlossenes, hell erleuchtetes Haus. Kopfschüttelnd wollte unser Held, der gar nicht begriff, wie er hierher kam, kehrt machen — da knallte plötzlich ein Schuß, und einen Schrei des Schreckens ausstößend, sank er zu Boden. Nicht etwa, daß er getroffen gewesen wäre, nein, nur der Schreck in Verbindung mit übergroßer Mü-

digkeit und durch den Punsch erzeugter Unsicherheit brachten ihn zu Falle, und leider so unglücklich, daß er mit der Schulter gegen einen Stein schlug und sich eine, wenn auch unbedeutende, so doch schmerzhaft Verletzung zuzog.

Sofort machte sich im Garten des Hauses eine lebhafteste Bewegung bemerkbar. Dastige Fußtritte erklangen, Rufe wurden laut, und eine Männerstimme rief in dem Tone des Schreckens:

„Allmächtiger Himmel, ich habe einen Menschen getroffen statt des Fuchses!“

„Einen Menschen?“ rief eine zweite Stimme bestürzt.

„Ja — hörst Du nicht den Schrei?“

„Einen Schrei?“

„Gewiß o, ich Unglücklicher? Joseph, schnell eine Laterne — laß uns nach ihm suchen!“

Der Angerufene verschwand eifertig im Hause, wo sich gleich darauf das Geräusch vieler Stimmen hören ließ. In dem hinteren Parkterreasse war eine fröhliche Neujahrsgesellschaft versammelt — die Nachricht von dem Vorfalle wirkte wie eine zerplagende Bombe. Man riß die Fenster auf, warf die Türen — eben erdient der Eigentümer, Oberst Morbell, im Rahmen der Thür, begleitet von seiner jugendlichen Tochter Alice, einem reizenden Geschöpf, dem das Entsetzen aus den blauen Augen sprang.

„Was ist geschehen?“ fragte Oberst Morbell erregt.

Der Gärtner Werner näherte sich kleinlaut. „Der Oberst, der Fuchs, der seit drei Nächten unseren Säuerfall heimsucht — ich lauerte ihm auf, um ihm eins auf den Pelz zu brennen.“

„Ich weiß, ich weiß,“ rief der Oberst kurz.

„Sie haben jemand verwundet?“

„Ich fürchte es — ein Schrei!“

Sofort sprang der Oberst in den Garten hinab, seine Tochter und die meisten Gäste folgten ihm. Lichter wurden gebracht, man begab sich auf die Straße und forschte nach.

„Ach Gott, da liegt er,“ schrie der Gärtner, auf eine dunkle Gestalt deutend, die am Rande des an die Villa grenzenden Waldchens lag.

„Ist er tot?“ fragte Alice zitternd.

„Ich weiß nicht — ich glaube —“

Gustav lag in der That unbeweglich wie ein Toter. Seine Verwunde, sich zu erheben und nach Hause zu gehen, waren ihm bisher aus Gründen, für die allein der Sylvesterpunsch verantwortlich gemacht werden muß, nicht gelungen; sobald er daher die Annäherung der Willkürwahrer wahrnahm, rührte er sich nicht, in der Hoffnung, unbemerkt zu bleiben, er schämte sich, so gefunden zu werden.

Als man ihn jedoch anfaßte, stieß er einen schmerzlichen Seufzer aus — der Gärtner hatte ihn gerade an der verletzten Stelle gepackt.

„Gott sei Dank, er ist nicht tot,“ rief der Oberst erfreut. „Bringt ihn hinauf ins Fremdenzimmer — und Sie Jemmer, holen den Dr. Ambach!“

Gustav versuchte in dem allgemeinen Getummel vergeblich, sich bemerkbar zu machen. Man hielt seine mit fallender Zunge gesprochenen Worte für Schmerzensäußerungen, und ehe er's sich versah, lag er schon auf dem Bett des Fremdenzimmers, und der Oberst beugte sich besorgt über ihn mit der Frage, ob er verwundet sei.

„Ich glaube, an der Schulter,“ stotterte Gustav mit schwerer Zunge.

„Der Schuß ist hoffentlich nicht in die Lunge gedrungen — bleiben Sie ruhig liegen, bis der Arzt kommt, mein Herr — Ihr fahles Aussehen — die anfängliche Störung des Bewußtseins — alles deutet auf eine ernsthafte Wessur.“

Gustav wollte erwidern, daß er überhaupt nicht getroffen sei, da fiel sein Blick auf das liebliche Mädchen-gesicht — erdrückend schwebte er still, er schämte sich, die Ursache seines Zustandes einzugesehen.

Gleich darauf erschien der Arzt, ein junger, erst kürzlich etablierter Mediziner.

„Ah, Du bist's, Gustav,“ rief er, den Patienten erlickend, überaus. „Donnerwetter, was ist denn mit Dir vorgegangen? Wie kommst Du in diese Gegend, Unglücksmensch? Bist Du schwer verwundet?“

„Ich hoffe nicht,“ antwortete der Blessierte mit schwacher Stimme.

„Zeig mal her —“ Gustav schüttelte energisch den Kopf und zeigte auf die Anwesenden. Der Arzt verstand ihn und winkte ihnen das Zimmer zu verlassen. Beide blieben allein.

„Nun, Junge, wo bis Du getroffen?“

Gustav lachte verlegen und jagte leise: „Gar nicht, Doktor. Liebest, bester Freund, verrate mich nicht. Die Kleine ist entzückend, ich möchte um alles in der Welt nicht vor ihr blamiert sein.“

„Was ist denn passiert?“

Der Student erzählte kurz, den Sachverhalt. Dr. Umbach, ein „alter Herr“ der Verbindung Gustavs und ein Freund des jungen Rechtsgelehrten, lachte, als ob er zerspringen wollte.

„Zum Teufel, Keel, halt's Maul — leise, Du verrätst mich.“

„Was soll ich denn aber sagen?“

„Die Wunde sei nicht gefährlich — ein paar Tage Erholung, dann sei alles gut — antworte ausweichend. Du kannst mir ja einen Verband anlegen — geblutet haben muß ich sowieso, wenn mein Gefühl mich nicht täuscht.“

Dr. Umbach willfahrte dem Wunsche des Freundes. Als er zu dem Oberst heruntersah, fragte ihn dieser nach dem Zustande des Patienten.

„D, nicht gefährlich — eine leichte Streifwunde, nichts weiter.“

„Gott sei Dank,“ stöhnte der unglückliche Wundener erleichtert.

„So wird er nicht sterben?“ hauchte Alice.

„Nein, gnädiges Fräulein — nicht einmal besondere Schmerzen leiden.“

„Ist die Kugel noch in der Wunde?“ erkundigte sich einer der Gäste.

„Nein — es ist überhaupt keine Kugel drin gewesen. Meine Hilfe ist nicht weiter vorhanden. Gute Nacht.“

Der Oberst beistete sich, den Verwundeten aufzusuchen. Gustav stand eben im Begriffe, sich vollends anzukleiden, um nach Hause zu gehen.

„Wie, Sie wollen — nein, lieber Herr, das dulde ich nicht! Sie unterschätzen den Einfluß einer Schußwunde. Bleiben Sie hier über Nacht, morgen werden wir weiter sehen.“

„Unser Held ließ sich nicht lange bitten — zehn Minuten später schnarchte er wie ein Murmelthier. Doch schien es nicht der Schlaf der Bewusstlosigkeit zu sein, den er schlief, denn am Neujahrsmorgen erwachte er mit einem fürchterlich brummenden Kopfe, sodas er es vorzog, sich vorläufig der Familie seines Gastgebers lieber nicht zu präsentieren. Dieser stellte sich noch am Vormittag selbst ein, um nach seinem Befinden zu forschen.“

„Dacht ich's doch, Herr Knorr — denn Gustav hatte sich ihm nun in aller Form vorgestellt — Sie haben ziemlich starkes Wundfieber. Halten Sie sich lieber noch ruhig im Bett — überhaupt lasse ich Sie nicht eher wieder aus meinem Hause, bis Sie vollkommen genesen sind.“

„Nicht doch, Herr Oberst, ich — ich fühle mich ganz wohl —“

„Erlauben Sie mir Ihren Puls — ich bitte Sie, lieber Herr Knorr, der hat mindestens seine neunzig Schläge — und rot wie ein Krebs sind Sie auch — nein, nein, nur hübsch hier geblieben, Sie bleiben mein Gast, ich habe Ihr Uebel zu verantworten.“

Ein Viertelstunde später brachte ein Diener eine Tasse Chokolade vom gnädigen Fräulein. Gustav dankte gerührt, obgleich er sich nicht verhehlte, daß ihm ein simpler Gäring lieber gewesen wäre.

Am Nachmittag trat der Patient bereits

in das Stadium der Reconvalleszenz — am Abend nahm er schon das Souper in Gesellschaft des Obersten und seiner Tochter ein. Vater und Tochter bemühten sich so liebevoll um ihn, daß sich Gustav ordentlich ergriffen fühlte; zehnmal schwebte ihm die Wahrheit auf den Lippen, zehnmal schluckte er sie mit einem halben Glase Wein oder einem guten Bißchen wieder hinunter, sobald er den Blicken der schönen Alice begegnete, deren Verachtung und Spott er fürchtete.

Drei Tage mußte Gustav Knorr im Hause des Obersten wohl oder übel den Patienten spielen — und, offengestanden, es gefiel ihm die neue Rolle so gut, daß er es fast dauerte, nicht wirklich verwundet worden zu sein, um die sorgsame Pflege des gastfreundlichen Hauses länger und mit besserem Gewissen genießen zu können. Erst am vierten Tage entließ man ihn als „geheilt“, mit der freundlichen Bitte, die Familie, die nur aus Vater und Tochter bestand, bald wieder heimzusuchen. Gustav hatte sich vorgenommen, in einem ausführlichen Briefe dem Oberst sofort alles zu entdecken — aber es ist doch ein sonderbares Ding um das Menschenherz: von Tag zu Tag verschob er das beschämende Geständnis.

Je öfter er jedoch in der Villa des Obersten vorsprach, je weiter trat seine Absicht in den Hintergrund. Zuletzt dachte er kaum mehr daran, oder wenn er einmal daran dachte, fand er ein Duzend Entschuldigungen für sein Schweigen. Der gute Jüngling bewunderte, ja vergötterte nämlich Alice — deshalb verriet er nichts, deshalb ging er immer öfter hinaus, deshalb studierte er gar so eifrig. Noch vor dem nächsten Sylvester küßte er sich eines Examens mit ausgezeichnetem Resultat; noch vor Ablauf wiederum eines Jahres nannte er sich mit Stolz Altes Verlobten.

Mit Widerwillen wies er nun den Gedanken an die unangenehme Verwechslung von sich. Als der Sylvester zum viertenmal wiederkehrte, sah Gustav Knorr bereits als Professor mit seiner jungen Frau im eigenen, schönge schmückten Heim; beim festlichen Punsch plauderten sie vom Papa Oberst, der morgen zu Besuch kommen werde, von alten Zeiten und dem Glück ihrer erst vier Wochen alten Ehe.

Küßlich sagte Alice holdselig lächelnd: „Ach, Gustav, zeig mir doch einmal die Narbe.“ — Welche Narbe?

„Die von dem unglücklichen — glücklichen Schuß, der unsere Bekanntschaft und unser Glück begründete. Ich möchte sie so gern einmal sehen.“

„Ach, daran siehst Du auch weiter nichts, Herzchen.“

„Doch — es interessiert mich.“

„Ich glaube, man sieht gar nichts mehr,“ meinte Gustav verlegen — da kam ihm der Gedanke, daß heute oder nie Gelegenheit sei, die Last von seiner Seele zu wälzen; er stellte sich vor das Fenster, mit dem Rücken gegen seine hübsche, junge Frau, blies mächtige Wolken aus seiner Peise und sagte schlichtern:

„Liebes Herz, guck mich einmal nicht an — ich will Dir etwas gestehen.“

„Was denn?“

„Ich bin ein ruchloser Betrüger, Alice, höre nur.“ Noch ein tiefer Seufzer — und in einer Minute war das Bekenntnis heraus. Gustav wagte gar nicht, sich nach ihr umzuwenden, auch sie sprach kein Wort — Totenstille herrschte im Zimmer.

Ich unglücklicher, dachte er, sie verzeiht mir nicht! Deshalb fügte er noch eine Aufzeichnung all der Böllqualen bei, die er gelitten, sprach vom Hluch der bösen That, tiefer Reue und Herkinnung und wälzte alle Schuld auf seine große Liebe.

„Immer noch kein Wort — alles still!“

Da endlich schielte er nach ihr hin und fragte kleinlaut, ob sie ihm nichts zu sagen habe?

Alice saß mit feierlicher Miene, offenbar

bemüht, ihrem Gesichte einen recht ernsten und strengen Ausdruck aufzuprägen. Als er aber jetzt reuevoll vor sie hintrat und um Vergebung flehte, da hielt sie nicht mehr an sich und lachte hell auf.

„Du lachst?“

Sie zog ihn innig an ihre Brust und sagte: „Ja, Gustav, ich lache, obwohl Du mir so leid thust. Was Du Armer ausgestanden hast — und so ganz umsonst.“

„Umsonst — warum umsonst?“

„Weil wir das alles schon längst wissen!“

„Wie — Ihr wißt es? Aber woher?“ stammelte er betroffen.

„Der Gärtner fand ein paar Tage später seine Kugel in einem Balken des Stadets. Da sie also nicht über den Garten hinausgekommen war, konnte sie doch niemand draußen verwundet haben. Noch am selben Tage erkundigte sich Papa bei dem gerade vorübergehenden Dr. Umbach, der ihm denn auch das große Geheimnis unter strengster Diskretion mitteilte.“

„Der Bösewicht — und Ihr — was habt Ihr gesagt?“

„Fürchtbar gelacht haben wir und Dich in der Folge nur nach mit Fragen nach Deiner Wunde geärgert.“

„Und ich Thor peinigte und kastrierte mich — o Alice,“ jubelte Gustav, „nun erst bin ich vollkommen glücklich! Und Dein Vater, wie auch er —“

„Hätte er sonst Ja zu unserer Verbindung gesagt?“

„Sehr richtig,“ rief der Oberst, der eben in Reifestiefeln und Lieberrock eintrat — der alte Herr hatte die Kinder noch heute zu überraschen gedacht und vor der Thür die letzten Sätze des Gesprächs gehört. Nachdem man sich allerseits herzlich begrüßt, setzten sich alle zum Punsch nieder und Gustav hat nochmals erröthend den Schwiegervater um Entschuldigung.

„Laß gut sein, mein Junge,“ versetzte der Oberst lächelnd. „Alles ist vergeben, wenn Du nur künftig Sorge trägst, nicht wieder so — in Schutz zu kommen — nicht alle Augen gehen daneben, Du — Du Sylvesterpatient!“

„Im Grunde genommen,“ erklärte Gustav, „bin ich damals ja wirklich getroffen worden.“

„Und wohnst denn, wenn man fragen darf?“

„Ins — Herz, lieber Vater, und dieser Schuß hat mich zum glücklichsten Menschen gemacht!“ Sie stießen lustig mit den Gläsern an, draußen läuteten die Glocken, fröhliche Stimmen schrien „Prosit Neujahr!“; die Glücklichen aber brachten ein Hoch aus auf St. Sylvester, der selbst Punsch und Hintertugeln in menschenbeglückende, ehestiftende Elzigere und Instrumente zu verwandeln weiß!

Sirgenkalender.

(Fortsetzung.)

amt. Nachmittags 6 Uhr Anbacht. ● Kapelle zu Stoffeln: 8 Uhr hl. Messe mit sakramentalem Segen.

Dienstag, 2. Januar. Makarius, † 394.

Mittwoch, 3. Januar. Genovefa, † 512.

Donnerstag, 4. Januar. Isabella, Titus, † 98.

Freitag, 5. Januar. Eduard, † 1106. ● St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Segens-Anbacht. ● Karmelitenkloster: Herz-Jesu-Fest. Morgens 6¹/₂ Uhr hl. Messe; 8 Uhr Hochamt. Nachmittags 5¹/₂ Uhr Predigt; darnach Herz-Jesu- und Armenjelen-Anbacht. ● Kapelle zu Stoffeln: 8 Uhr hl. Messe zu Ehren des göttl. Herzens Jesu.

Samstag, 6. Januar. Heilige drei Könige. Gedotener Feiertag. Evangelium Rathhaus 2, 1 12. Epistel Palais 60, 1-6. ● St. Lambertus. Titular-Fest der Sacraments-Bruderschaft.

Morgens 7 Uhr gemeinschaftl. Kommunion der Wittlieben, 9 Uhr feierliches Hochamt. Nachmittags 4¹/₂ Uhr Rosenkranz-Anbacht, 5 Uhr Fest-Predigt, darnach feierliche Komplet. Zum Schluß Te Deum. ● Karmelitenkloster: Morgens 6¹/₂ Uhr hl. Messe; 8¹/₂ Uhr feierl. Hochamt. Nachmittags 4 Uhr Komplet. ● Ursulinenkloster: Morgens 8 Uhr Hochamt. Nachmittags 6 Uhr Anbacht. ● Kapelle zu Stoffeln: Morgens 8 Uhr hl. Messe mit sakramentalem Segen.